

Lothar Pöll

Der Mensch lebt nicht
vom Brot allein

Predigten
zum Kirchenjahr

Bibliografische Information Der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Die Bibeltexte werden nach der Übersetzung Martin Luthers zitiert
© 1999 Deutsche Bibelgesellschaft Stuttgart.

Verlag Traugott Bautz GmbH
99734 Nordhausen 2011
ISBN 978-3-88309-653-7

Inhalt

7	Vorwort	
9	Der Dornbusch brennt noch immer	<i>2.Mose 3,1-10</i>
14	Im Schatten Gottes leben	<i>2.Mose 33,17b-23</i>
18	Wenn du mich anblickst, werde ich schön	<i>4.Mose 6,22-27</i>
22	Wie Ochs und Esel an die Krippe kamen <i>Predigt in der Weihnachtszeit</i>	<i>Jesaja 1,3</i>
26	Jesus in schlechter Gesellschaft <i>Predigt in der Weihnachtszeit</i>	<i>Matth 1,1-17</i>
31	Josef, lieber Josef mein <i>Predigt zum 4. Adventsonntag</i>	<i>Matth 1,18-25</i>
36	Wo ist das Gold geblieben? <i>Predigt zu Epiphania</i>	<i>Matth 2,1-12</i>
41	Der Mensch lebt nicht vom Brot allein <i>Predigt zum 1. Fastensonntag</i>	<i>Matth 4,3-4</i>
46	Der holde Knabe im lockigen Haar ist erwachsen geworden <i>Predigt in der Epiphaniazeit</i>	<i>Matth 4,12-17</i>
50	Du bist ein Schatz, du bist eine Perle	<i>Matth 13,44-46</i>
55	Grenzerfahrungen	<i>Matth 15,21-28</i>
60	Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist	<i>Matth 22,15-22</i>
65	Liebe, weil du geliebt bist	<i>Matth 22,34-40</i>
70	Wegbereiter sein <i>Predigt im Advent</i>	<i>Markus 1,1-8</i>
74	Liebe vertreibt die bösen Geister	<i>Markus 1,21-28</i>
79	Die Sorgen einer Schwiegermutter	<i>Markus 1,29-31</i>
83	Nur Schuhe an den Füßen	<i>Markus 6,7-13</i>
88	Gott braucht unsere Hände	<i>Markus 6,34-44</i>
93	Am Wegrand des Lebens	<i>Markus 10,46-52</i>
97	Von den Armen lernen	<i>Markus 12,41-44</i>

102	Der kleine Mann von der Straße <i>Predigt zum Karfreitag</i>	<i>Markus 15,21</i>
107	Liebe öffnet Augen <i>Predigt zum Ostersonntag</i>	<i>Markus 16,1-8</i>
111	Wenn du der liebe Gott bist <i>Predigt zum 1. Fastensonntag</i>	<i>Lukas 4,1-13</i>
116	Eine verkehrte Welt?	<i>Lukas 16,19-31</i>
121	Gibt es ein Leben nach dem Leben? <i>Predigt zum Ende des Kirchenjahres</i>	<i>Lukas 20,27-38</i>
127	Die schöne Marie kann wieder lachen <i>Predigt zum Ostersonntag</i>	<i>Joh 20,11-18</i>
131	Hast du mich lieb? <i>Predigt in der Osterzeit</i>	<i>Joh 21,15-19</i>
136	Der Geist hilft unserer Schwachheit auf <i>Predigt zum Pfingstfest</i>	<i>Römer 8,26</i>
141	Viele Glieder – ein Leib	<i>1. Kor 12,12-27</i>
147	Gott war in Christus <i>Predigt zum Karfreitag</i>	<i>2. Kor 5,19</i>
152	Die Himmelfahrt des Paulus	<i>2. Kor 12,1-10</i>
158	Als die Zeit erfüllt war <i>Predigt zum Christfest</i>	<i>Galater 4,4-7</i>
162	Gott in einem Zelt	<i>Offb 21,1-6</i>

Vorwort

Seit 35 Jahren bin ich Pastor in der Evangelisch-methodistischen Kirche in Österreich. Predigen ist mein Handwerk und meine Leidenschaft. Es gibt kaum einen Sonntag, an dem ich nicht gepredigt und versucht habe, mit meinen Worten die Menschenfreundlichkeit und Gnade Gottes zur Sprache zu bringen und in einer religiös pluralistischen Zeit Orientierung zu geben. Dass Gott wirklich zur Sprache und bei den Menschen ankommt, liegt allerdings nicht in unserer Hand. In einer Zeit der bunten Bilder und der Erlebnis orientierten Eventkultur erscheint die Predigt oft nicht mehr zeitgemäß. Vor allem der protestantische Gottesdienst wird als zu »wortlastig« kritisiert. Trotzdem bin ich überzeugt, dass auch heute Gott im Wort zu uns kommt, dass die Sprache nach wie vor ein Medium seiner Gegenwart ist. Zwischen neuer Religiosität auf der einen und Gottvergessenheit auf der anderen Seite versucht der christliche Glaube auf das zu hören, was Gott uns zu sagen hat. »Der Glaube kommt aus dem Gehörten«, schreibt Paulus (Röm 10,17), aus dem, was uns zugesprochen wird, was wir uns selbst nicht sagen können. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, und schon gar nicht von seiner Arbeit allein. Er braucht die Unterbrechung durch das Wort Gottes, das ihm sagt, wer er ist: ein von Gott über alles geliebter Mensch, der bejaht ist um seiner selbst willen. Gottes Wort ist dieser Zuspruch und zugleich ist es Anspruch nicht für sich selbst zu leben, sondern sich den Mitmenschen und der Welt zuzuwenden. Wir hören das Wort Gottes nur richtig, wenn wir es auch tun und danach leben. Es geht um einen Glauben, »der durch die Liebe tätig ist« (Gal 5,6). Das Evangelium will unser Herz erreichen, und dann unseren Mund und unsere Hände. Wer vom Wort Gottes ergriffen ist, wird nicht nur hören, sondern auch danach handeln.

Die Predigten sind inspiriert von den Gedanken mancher Theologinnen und Theologen des 20. Jahrhunderts, die ich gelesen und die mein Denken bereichert und geformt haben. Ich bin dankbar für diesen Reichtum der Tradition. In der Regel sind nur wörtliche Zitate und direkte Bezugnahmen extra ausgewiesen.

John Wesley, dem Begründer der methodistischen Bewegung im England des 18. Jahrhunderts, war es ein Anliegen, das Wort Gottes so zu verkündigen, dass es die einfachen Menschen verstehen. Diesem Anspruch habe ich versucht gerecht zu werden. Die Predigten wollen ein breites Publikum erreichen und sind deshalb in einer Sprache geschrieben, die die Leserinnen und Leser verstehen sollen. Sie sind weitgehend so abgedruckt, wie sie gehalten wurden.

Der Sprachstil der Rede wurde deshalb beibehalten.

Ich danke meiner Kirche, dass sie mich ermutigt hat, eine Auswahl meiner Predigten zu veröffentlichen, die ich vor allem in den letzten zehn Jahren bei Sonntagsgottesdiensten und bei anderen Gelegenheiten gehalten habe. Ich danke allen, die meine Predigtstätigkeit mit Kritik und Zuspruch begleitet haben, allen voran meiner Frau, die immer eine aufmerksame Hörerin der Predigten war. Manche Anregungen habe ich gerne aufgenommen. Ich danke meiner Mutter und meiner Frau, die mich beim Korrekturlesen des Manuskripts unterstützt haben. Ich hoffe, dass diese Predigten die Leserinnen und Leser ermutigen, die Menschenfreundlichkeit Gottes und Spuren seiner Liebe im eigenen Leben zu entdecken.

Wien, im August 2011
Lothar Pöll
Superintendent der
Evangelisch-methodistischen Kirche
in Österreich

Der Dornbusch brennt noch immer

2.Mose 3,1–10

Mose aber hütete die Schafe Jitros, seines Schwiegervaters, des Priesters in Midian, und trieb die Schafe über die Steppe hinaus und kam an den Berg Gottes, den Horeb. Und der Engel des HERRN erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Dornbusch. Und er sah, dass der Busch im Feuer brannte und doch nicht verzehrt wurde. Da sprach er: Ich will hingehen und die wundersame Erscheinung besehen, warum der Busch nicht verbrennt.

Als aber der HERR sah, dass er hinging, um zu sehen, rief Gott ihn aus dem Busch und sprach: Mose, Mose! Er antwortete: Hier bin ich.

Gott sprach: Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land!

Und er sprach weiter: Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Und Mose verhüllte sein Angesicht; denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen.

Und der HERR sprach: Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen und ihr Geschrei über ihre Bedränger gehört; ich habe ihre Leiden erkannt. Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie herausführe aus diesem Lande in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch und Honig fließt, in das Gebiet der Kanaaniter, Hetiter, Amoriter, Perisiter, Hiwiter und Jebusiter. Weil denn nun das Geschrei der Israeliten vor mich gekommen ist und ich dazu ihre Not gesehen habe, wie die Ägypter sie bedrängen, so geh nun hin, ich will dich zum Pharao senden, damit du mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten führst.

1. In einem Midrasch (also einer rabbinischen Auslegung der Bibel) zum Buch Exodus (2.Mose) finden wir folgende Geschichte:

Ein Gojim (also ein Nichtjude) fragte einmal Rabbi Josua ben Karechah: »Warum wählte Gott einen Dornbusch, um mit Mose aus ihm zu reden?« Der Rabbi antwortete: »Hätte er einen Johannisbrotbaum oder einen Maulbeerbaum gewählt, du würdest die gleiche Frage stellen. Doch weil du unbedingt eine Antwort haben willst, sage ich dir: der Ewige hat den ärmlichen Dornbusch gewählt, um dich zu belehren, dass bei ihm nicht das Große und Prachtige auserwählt ist sondern das, was verachtet und klein ist in der Welt.« (nach Midrasch Exodus Rabba 2,5)

Der brennende Dornbusch ist ein Symbol für den Gott, der schon immer und bis heute die Schwachen erwählt und Menschen beruft, die als gering und verachtet in der Gesellschaft gelten. Mose ist dafür ein Beispiel.

Mose ist das Kind hebräischer Eltern, die Sklaven in Ägypten waren. Schon als Baby entgeht er nur knapp dem Tod. Die Tochter des Pharaos rettet dem Säugling das Leben und Mose wächst am Hof des Pharaos auf. Obwohl ägyptisch erzogen, bleibt er in seinem Herzen ein Hebräer. Als junger Mann tötet er im Zorn und Übereifer einen ägyptischen Aufseher, weil dieser einen hebräischen Sklaven schlägt. Er kann die Leiche heimlich verscharren. Aber seine eigenen Landsleute verraten ihn. Mose muss fliehen. Er verlässt Ägypten als junger Mann. Und erst als Achzigjähriger wird er zurückkehren und vor den Pharao treten mit den bekannten Worten: »Lass mein Volk ziehen!«

2. Was ist in den Jahren dazwischen geschehen?

Der ägyptische Prinz taucht in der Wüste Midian auf der Halbinsel Sinai unter. Dort macht er die Bekanntschaft von sieben Mädchen, allesamt Töchter eines Wüstenschamanen, des Priesters von Midian. Weil er die hübschen Mädchen vor den Anpöbelungen einheimischer Hirten verteidigt, darf er schließlich eine der Töchter heiraten. Die Auserwählte heißt Zippora – »Vögelchen«. Mit ihr bekommt er einen Sohn. Seinen Lebensunterhalt verdient Mose, indem er das Kleinvieh seines Schwiegervaters hütet.

In Midian führt Mose ein unauffälliges Leben. Es ist nicht das, was er sich in seiner Lebensplanung vorgestellt hat. Er führt ein durchschnittliches Hirtendasein in der Einsamkeit der Wüste. Nicht unbedingt der Traum Beruf eines ägyptischen Prinzen.

Mose hat nicht vorgehabt Gott zu begegnen. Gott hat bisher keine Rolle gespielt in seinem Leben. Die Götter waren ihm alle gleich: der Gott der Ägypter, der Gott der Hebräer, der Gott seines Schwiegervaters. Es ist ihm egal gewesen, welcher Gott denn nun der Rechte ist, ob alle drei gleich gut sind oder am Ende keiner dieser drei? Mose wollte weder ein Priester sein wie sein Schwiegervater, noch ein Prophet, noch ein Theologe, noch irgendein Gottsucher.

Die Bibel berichtet von ihm, dass er ein »Fremdling war im fremden Land« (2,22). Er war so sehr fremd, dass er sogar seinen Sohn »Fremdling« nennt – »Gerschom«.

Mose ist ein Mensch, der nicht weiß, wo er hingehört: nicht nach Ägypten, wo er aufgewachsen ist und erzogen wurde, nicht zu den Hebräern, von denen er abstammt und wo seine Wurzeln sind, und auch nicht zu den Midianitern, die Sippschaft und das Volk, in das er hineingeheiratet hat, und wo er nun schon die längste Zeit seines Lebens zubringt. Obwohl er sein Vögelchen bestimmt liebt, findet er keine Heimat. Er bleibt ruhelos.

Mose ist ein Fremder im fremden Land, nicht nur geographisch und menschlich, sondern auch religiös. Er ist ein Zerrissener, der keine Heimat und keinen Gott hat. Irgendwie ist er am Abstellgleis der Geschichte gelandet.

3. Das zu wissen ist nicht uninteressant, wenn wir die Geschichte begreifen wollen, um die es hier geht. Denn viele Menschen stellen sich eine Gottesbegegnung ganz anders vor. Sie erwarten, dass es vor allem religiöse Menschen sind, denen Gott begegnet, also Menschen, die sich mit frommen Übungen beschäftigen, die fasten und beten, die Bibel studieren oder jedes Jahr nach Taize pilgern. Ja, es gab immer schon Gottsuchende, die in die Wüste gegangen sind und die ihr gutes Leben und ihre Familie, manchmal auch Frau und Kinder verlassen haben.

Mose nicht. Mose ist nicht in die Wüste gegangen um Gott zu finden. Er ist vor den Soldaten des Pharaos geflohen, ein Totschläger auf der Flucht. Mose hält keine Einkehr in der Wüste, er meditiert nicht in der Abgeschiedenheit, er hütet schlicht und einfach Schafe.

Und ohne es erwartet oder ersehnt zu haben, begegnet er dem Unaussprechlichen. Während seiner Arbeit wird er angesprochen. Er sucht nach etwas Gras inmitten der Steppe und sieht dabei unbeabsichtigt diesen eigenartigen Dornbusch, der brennt, aber doch nicht verbrennt. Noch immer denkt er nicht an Gott, sondern will dieses Phänomen aus der Nähe betrachten. Aus purer Neugier tritt er näher, bis Gott ihn mit Namen ruft: »Mose, Mose!« Und Mose antwortet: »Hier bin ich!« Nicht Mose hat Gott gesucht, sondern Gott hat Mose gesucht und gefunden.

4. Die Begegnung mit Gott– wie sollte es auch anders sein – ist »sola gratia«, allein aus Gnaden. Mose hat sie nicht gesucht, sie widerfährt ihm. Gott ist es, der diese Begegnung herbeiführt. Gott offenbart sich. Was Mose erlebt, ist für ihn auch kein herzerwärmendes, beglückendes Erlebnis, sondern es zieht ihm buchstäblich die Schuhe aus. Er betritt heiliges Terrain und das ist immer gefährlich. Deshalb warnt Gott: »Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von deinen Füßen: denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land.«

Schuhe ausziehen ist ein Akt der Demut. Wenn man die Schuhe auszieht, muss man sich bücken. Und wenn man dann so dasteht in Socken oder bloßfüßig, macht man schon einen ganz menschlichen Eindruck. Man bekundet damit seine Wehrlosigkeit. Ich bin verletzlich, ich bin bloßfüßig, ich komme nicht in böser Absicht. Dahinter steckt wahrscheinlich noch archaisches Revierdenken. Dort, wo ein Mensch mit seinen Schuhen hintritt, dort gebärdet er sich als Herr. Er nimmt das Land in Besitz, auf das er tritt.

Bis heute kennen wir diese Sitte im Islam. Wer eine Moschee betritt, muss vorher seine Schuhe ausziehen. Und in manchen Häusern und Wohnungen ist es auch heute üblich, dass der Gast, der zu Besuch kommt, die Schuhe auszieht. Vordergründig heißt es, das habe hygienische Gründe. Die eifrige Hausfrau oder der Hausmann will ja nach dem Besuch nicht gleich wieder die ganze Wohnung putzen. Aber hintergründig und unbewusst laufen noch ganz andere Programme ab. Es ist das Zugeständnis als Gast: ich betrete jetzt heiliges Terrain. Das ist der Intimbereich eines Menschen oder einer Familie. Ich bin hier nicht der Chef. An diesem Ort hat ein anderer oder eine andere das Sagen. Indem ich die Schuhe ausziehe, dokumentiere ich: das ist ganz und gar euer Reich. Ich werde davon nichts in Besitz nehmen. Euer Reich ist mir tabu.

Die Begegnung mit Gott ist also entwaffnend für den Menschen. Vor Gott stehen wir alle bloßfüßig da, um nicht zu sagen nackt. Vor Gott sind wir so wie wir sind, und das ist gut so. Wir können alles ablegen, womit wir sonst vor den Menschen imponieren wollen. Wir können in unserer ganzen Verletzlichkeit und Schwachheit vor Gott erscheinen. Ja, wir können *nur* so erscheinen, alles andere wäre vermessen und würde zeigen, dass wir überhaupt noch nichts begriffen haben.

Gott ist wie Feuer – und schon von ferne verbrennt alles, was unecht und unehrlich ist, alles Falsche und Aufgesetzte, das ganze Imponiergehabe, alle Masken und Verkleidungen und vielleicht auch unsere Frömmigkeit. Aber keine Angst, wenn all das verbrennt, bleibt etwas übrig: Ich selbst, bloßfüßig und nackt.

All denen, die heute nach religiöser Erfahrung lechzen und nach mehr Spiritualität verlangen, möchte ich gern diese Geschichte ans Herz legen. Wer Gott sehr nahe kommt, verhüllt sein Angesicht. Da gibt es nichts zu sehen. Unsere religiöse Neugier wird nicht befriedigt. Es ist besser, die Augen zu schließen und umso mehr die Ohren zu öffnen. Gott hat uns etwas zu sagen. Und auf dieses Wort kommt es an.

5. Wer Gott begegnet, bekommt ein Wort mit auf den Weg, vielleicht sogar einen Auftrag und damit auch eine Menge »Zores«. Die Begegnung mit Gott ist kein Selbstzweck und dient nicht so sehr der persönlichen Erbauung. Gott begegnet Mose nicht, damit er von Stund an ein Theologe wird und über Gott zu philosophieren beginnt. Gott begegnet dem Mose, weil »das Geschrei der Israeliten« ihm zu Herzen gegangen ist und Gott die Not und das Leiden der Menschen gesehen hat.

Der berühmte jüdische Philosoph Martin Buber hat es einmal so ausgedrückt: »Die Gottesbegegnung widerfährt dem Menschen nicht, auf dass er sich mit Gott befasse, sondern auf dass er den Sinn an der Welt bewähre. Alle Offenbarung ist Berufung und Sendung.«¹

In dieser Geschichte begegnet uns ein Gott, den das Leiden seines Volkes anrührt. Gott hört auf die Schreie und ist deshalb »herniederfahren«, um sie zu erretten und herauszuführen aus Ägypten in ein Land, darin Milch und Honig fließt. Gott hat sich viel vorgenommen. Aber er versteht die Kunst des Delegierens. Gott braucht Mose und Zippora, Aaron und Mirjam und viele andere für seine Befreiungsaktion.

Warum sollte Gott nicht auch heute »herniederfahren«, weil ihn all das Elend der Menschen anrührt und er die Schreie nach Befreiung hört. Und warum sollte Gott nicht auch mit uns sprechen und Aufgaben an uns delegieren? Warum sollte Gott nicht auch heute »herniederfahren« und mit den Leidenden leiden und die Not ansehen, wie Brot und Gerechtigkeit für Milliarden von Menschen zur Mangelware werden?

Es brennt. Vielleicht sind wir an unserem Dornbusch bisher achtlos vorbei gelaufen und haben ihn nicht brennen sehen. Vielleicht machen uns die vielen Bilder von Elend und Leid, die wir ständig sehen, blind, und die zahllosen Schreckensnachrichten, die in unseren Ohren dröhnen, am Ende taub. Was muss eigentlich brennen, dass wir es noch wahrnehmen und stehen bleiben und unseren Alltag unterbrechen?

Es brennt. Gott braucht uns. Ohne uns kann sein Reich, seine Liebe, seine Gerechtigkeit nicht wachsen auf dieser Erde. Gott hört die Schreie der Menschen. Und Gott ruft Menschen, durch die und mit denen er wirken will. Der Dornbusch brennt noch immer. Amen.

1 Martin Buber, Ich und Du, Verlag Lambert Schneider, 12. Aufl. 1994, S.136

Im Schatten Gottes leben

2.Mose 33,17b–23

Der HERR sprach zu Mose: Du hast Gnade vor meinen Augen gefunden, und ich kenne dich mit Namen.

Und Mose sprach: Lass mich deine Herrlichkeit sehen!

Und er sprach: Ich will vor deinem Angesicht all meine Güte vorübergehen lassen und will vor dir kundtun den Namen des HERRN: Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich.

Und er sprach weiter: Mein Angesicht kannst du nicht sehen; denn kein Mensch wird leben, der mich sieht. Und der HERR sprach weiter: Siehe, es ist ein Raum bei mir, da sollst du auf dem Fels stehen. Wenn dann meine Herrlichkeit vorübergeht, will ich dich in die Felskluft stellen und meine Hand über dir halten, bis ich vorübergegangen bin. Dann will ich meine Hand von dir tun, und du darfst hinter mir her sehen; aber mein Angesicht kann man nicht sehen.

1. Eine seltsame Geschichte und ein eigenartiger Wunsch, den Mose hier hat. Er will Gottes Herrlichkeit, Gottes Angesicht sehen. Es genügt ihm nicht, mit Gott zu reden »wie ein Mann mit seinem Freunde redet« (33,11), denn so wird ein paar Verse vorher der Umgang Gottes mit Mose in der Stiftshütte beschrieben. Es genügt ihm nicht, den Namen Gottes zu kennen, denn Gott hatte sich Mose ja im brennenden Dornbusch offenbart (2.Mose 3). Es genügt ihm auch nicht die Zusage, dass Gott dem Volk vorangehen wird auf seiner Wüstenwanderung.

Hinter dem Ansinnen, Gottes Herrlichkeit sehen zu wollen, vermute ich den versteckten Wunsch nach Sicherheit und Gewissheit, Gott auf seiner Seite zu haben. Mose sucht nach einer untrüglichen Erfahrung, dass Gott gnädig ist. Die Sehnsucht nach einer größeren Einheit mit Gott kommt hier zum Ausdruck, ihn nicht mehr nur vermittelt und in Gleichnissen, in Worten und Bildern zu haben, sondern Gott zu sehen wie er ist, von Angesicht zu Angesicht. Statt Gott zu vertrauen will Mose Gott schauen.

Mose hat aber – so erzählt die Geschichte – Gott gegenüber buchstäblich das Nachsehen. Er darf hinter Gott hersehen, wenn dieser vorübergeht, und – so hören wir – es ist ein gnädiges Nachsehen, weil Mose die direkte Begegnung mit Gott gar nicht ertragen könnte.

Die Geschichte lehrt in bildhafter Weise, dass wir eben dies nicht begehren sollen: die direkte unvermittelte Erfahrung, Gott schauen von Angesicht zu An-

gesicht. Nicht weil wir Gott zu nahe treten könnten und er das nicht wünscht, sondern weil es uns Menschen nicht gut tut. Dass Gott sich uns entzieht, dass Gott uns bildlich gesprochen den Rücken zukehrt wie bei Mose, ist höchste Gnade. Gerade dadurch ermöglicht er uns Freiheit und ein eigenes Leben. Im direkten Gegenüber würde Gott uns überwältigen und erdrücken. Ich könnte nicht mehr ich selbst sein, so wie es in der Geschichte heißt: »Kein Mensch wird leben, der mich sieht«. Dass Gott uns seinen Rücken zukehrt, ist Zeichen seiner Liebe und Fürsorge. Gott ermöglicht uns damit ein eigenständiges Leben.

2. Das verstehen viele Menschen heute nicht. Im Zuge der religiösen Welle suchen Menschen nach unmittelbaren Gotteserfahrungen oder was sie dafür halten. Was kann es denn Besseres geben als Gott von Angesicht zu Angesicht zu begegnen, so meinen sie. Es gibt heute kaum mehr das, was man früher »Gottesfurcht« nannte und womit eine gewisse Zurückhaltung, ein respektvoller Abstand des Geschöpfes gegenüber dem Schöpfer ausgedrückt wurde. Der religiöse Mensch tritt heute keck und selbstbewusst Gott gegenüber. Er will Gott erfahren und kommt gar nicht auf die Idee, dass eine solche Erfahrung vielleicht gar nicht heilsam wäre.

Gerade das ist Gottes Gnade und Ausdruck seiner übergroßen Liebe, dass er uns den Rücken zukehrt, dass wir nicht im Licht sondern im Schatten seiner Gegenwart leben dürfen. Gerade das ist Gottes Gnade, dass er uns nicht erdrückt mit seiner Gegenwart sondern uns in Freiheit leben lässt.

Dass wir Gott gegenüber das Nachsehen haben, und dass er uns diese Nachsicht aus Gnade gewährt, sollte uns deshalb nicht traurig stimmen. Im Gegenteil, die heute vielfach anzutreffende religiöse Distanzlosigkeit, das Verlangen mit Gott eins zu werden, ist Ausdruck von Anmaßung oder einfach religiöse Naivität. Weil Gott sich unserem Wunsch nach direkter Gotteserfahrung und Unmittelbarkeit verweigert, schenkt er uns Leben und Eigenständigkeit: »Siehe, es ist ein Raum bei mir«, sagt Gott zu Mose, »da sollst du auf dem Fels stehen.« Gott ist es, der Mose Raum gibt, einen Raum neben sich, einen eigenen Raum. Während Mose meint, es zu seinem Glück nötig zu haben, die Grenze zu Gott zu überschreiten, wahrt gerade Gott diese Grenze und weist Mose einen eigenen Lebens-Raum zu neben sich. Gott behauptet sich als Gott nicht so, dass er den Menschen neben sich ausschließt oder ihn gar überwältigt und erdrückt. Gottes Gegenwart vereinnahmt und verschlingt den Menschen nicht. Im Gegenteil, der Mensch bekommt einen eigenen Standort. Gott beschränkt sich, zieht sich zurück, lässt sich nicht direkt beschauen. Gerade dadurch gewinnt der Mensch Raum neben Gott.

Gleichnishaft erzählt die Geschichte, wie Gott sich Mose nähert. In einer Felskluft soll Mose stehen, wenn Gottes Herrlichkeit vorüberzieht. Und damit nichts passiert und Mose nicht auf die vorwitzige Idee kommt, doch noch einen Blick zu riskieren, hält Gott seine Hand als Abschirmung über Mose. Es ist wie eine Segensgeste, die ihm aber den direkten Blick verwehrt. Erst als Gott vorüber ist, zieht er seine Hand wieder weg und Mose darf hinterdrein sehen. Gott wird für ihn nur im Nachhinein, in der Rückschau sichtbar. Was Mose sehen kann, ist die Rückseite Gottes. In einem modernen Bild sagen wir heute: die Spuren Gottes.

3. Auf das Ansinnen des Mose, Gottes Herrlichkeit sehen zu wollen, antwortet Gott mit der Zusage: »Ich will an dir meine Güte vorübergehen lassen« – und dann folgt der Satz, der manchen wieder Mühe macht: »Ich will dir kundtun den Namen des Herrn: Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig, und wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich.«

Die Gnade Gottes ist ja aufs engste verbunden mit seiner Liebe, mit der Gott sich den Menschen zuwendet. Gott liebt. Und obwohl Gott alle Menschen liebt, kann der Mensch seinerseits keinen Rechtsanspruch auf diese Liebe erheben, weil das dem Wesen der Liebe widerspricht. Liebe entzieht sich dem Denken von Recht und Anspruch. Liebe ist immer ungeschuldet und unverdient. Liebe ist nicht berechenbar. Obwohl wir alle liebesbedürftig sind, solange wir leben, und Liebe das eigentliche Brot menschlichen Lebens ist, ist wahre Liebe immer Geschenk. Das gilt genauso für die Liebe Gottes. Liebe ist ein Kind der Freiheit. Wer liebt, wählt. Was Gott hier als seinen Namen ausspricht, ist keine versteckte Drohung: »Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig« – also sieh dich vor, sei auf der Hut, ich kann auch anders! Sondern was Gott hier als seinen Namen ausspricht, ist das Wesen der Liebe. So spricht die Liebe: »Wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig« –wem ich mich schenke, dem schenke ich mich, ungeschuldet, frank und frei! Wem ich mich hingebe, dem gebe ich mich hin! Und »wessen ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich«. Da gibt es keine Antwort mehr auf die Frage nach dem Grund. Gott liebt, weil er liebt. Nicht weil der Mensch so gut, so schön, so toll wäre. Nicht weil der Mensch das Geschöpf des Schöpfers ist. Nicht einmal daraus lässt sich ein Anspruch ableiten. Nein, Gott liebt, weil er liebt. Das ist Gnade. Einen anderen Grund gibt es nicht.

4. »Lass mich deine Herrlichkeit sehen!« Diesem Wunsch des Mose, dem Gott nicht entsprechen wollte, muss ich ein zweites Wort hinzufügen. Am Anfang des Johannesevangeliums lesen wir den Satz: »Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, *und wir sahen seine Herrlichkeit*, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit« (Joh 1,14).

Ist uns Christinnen und Christen etwas gewährt, was Mose noch versagt war, nämlich die Herrlichkeit Gottes sehen? –

Ich glaube in der Tat, dass sich Gott uns in Jesus Christus in einer Weise gezeigt und offenbart hat, wie es Mose und das Volk Israel noch nicht gekannt haben. Das in Jesus fleischgewordene Wort Gottes ist eine besondere Form der Zuwendung Gottes zum Menschen. Aber der Ausdruck »und wir sahen seine Herrlichkeit«, muss trotzdem im übertragenen Sinn verstanden werden. Der Evangelist Johannes schränkt das selbst ein, wenn er drei Verse später schreibt: »Niemand hat Gott je gesehen; der Eingeborene – nämlich Jesus Christus – der hat ihn uns verkündigt.«

Gott wählt auch in Jesus eine Art der Begegnung mit uns Menschen, die uns die Freiheit lässt, wie wir uns dazu verhalten wollen. Die Herrlichkeit Gottes ist in Jesus verborgen. Man sieht sie nicht unmittelbar. Die Herrlichkeit Gottes ist verborgen in seiner Menschlichkeit und in seinem Leiden und Sterben. In Jesus offenbart und verhüllt sich Gott zugleich. Jesus ist wie die Hand Gottes, die auf Mose liegt und die ihm die direkte Schau der Herrlichkeit Gottes verwehrt, die aber nichtsdestoweniger die Hand Gottes ist und damit eine Form der segnenden Zuwendung. In Jesus zieht Gott an uns vorüber. Wir stehen bildlich gesprochen wie Mose in der Felsenkluft unseres Lebens und was wir von Gott zu sehen bekommen, das ist Jesus.

Es geht in dieser Mose-Geschichte um die Freiheit des Menschen und um die Freiheit Gottes. Deshalb kann Mose Gottes Herrlichkeit nicht sehen, sondern es bleibt ein Abstand gewahrt, ohne den der Mensch nicht Mensch und Gott nicht Gott sein kann. Nur wenn dieser Abstand gewahrt bleibt, kann wirklich Liebe wachsen, Liebe als die Zuwendung von zwei Personen, die je in ihrer Freiheit dem anderen begegnen und sich ihm schenken. Amen.

Wenn du mich anblickst, werde ich schön

4.Mose 6,22-27

Und der HERR redete mit Mose und sprach:

Sage Aaron und seinen Söhnen und sprich: So sollt ihr sagen zu den Israeliten, wenn ihr sie segnet:

Der HERR segne dich und behüte dich;

der HERR lasse sein Angesicht leuchten über dir und sei dir gnädig;

der HERR hebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.

Denn ihr sollt meinen Namen auf die Israeliten legen, dass ich sie segne.

1. »Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?« –
»Frau Königin, ihr seid die Schönste hier, aber Schneewittchen ist tausendmal schöner als ihr.«

Ich nehme an, Sie kennen dieses Märchen von Schneewittchen und der bösen Königin, die es nicht verwinden kann, dass ihre Stieftochter schöner ist als sie und ihr deshalb nach dem Leben trachtet. Auch wenn wir schon lange über das Märchenalter hinaus sind, wage ich es dennoch zu fragen: Kennen Sie nicht auch diesen gebannten Blick in den Spiegel und die ängstliche Frage: »Bin ich wohl schön, attraktiv, intelligent genug? Entspreche ich den Erwartungen, die die anderen an mich haben? Mein Partner, meine Partnerin, meine Kinder, meine Kollegen und Kolleginnen, meine Vorgesetzten? Bin ich so, wie ich selbst sein möchte?«

Wir stehen unter dem Gebot uns selbst verwirklichen zu müssen. Wir können es nicht lassen, uns im Spiegel zu betrachten. Aber wird man wirklich schön, wenn man noch so andächtig in den Spiegel schaut?

Ist es nicht vielmehr so, dass einem dieser Blick auf sich selbst frustriert oder sogar böse macht wie die Königin im Märchen? Es wird ja immer jemand da sein, der schöner, attraktiver oder besser ist als ich. Es wird immer ein Schneewittchen geben, das tausendmal schöner ist als ich.

Dieser Zwang zur Selbstdarstellung und zur eigenen Imagepflege ist mühsam und kann zermürend sein. Wie können Menschen nur glauben, dass alles, was sie sind und haben, sie sich selbst verdanken?

Die befreiende Botschaft der Bibel ist: Du musst dich nicht selbst rechtfertigen. Du musst dich nicht selbst schön und attraktiv machen. Schön wird man nicht, wenn man in den Spiegel blickt. Schön wird man, wenn ein anderer, eine an-

dere mich mit den Augen der Liebe betrachtet.

*»Wenn du mich anblickst, werde ich schön,
schön wie das Riedgras unter dem Tau.«*

So heißt es in einem Gedicht von Gabriela Mistral¹.

2. Genau das entdecke ich in der wunderschönen Segensformel aus dem 4. Buch Mose, dem sog. »Aaronitischen Segen«:

»Der Herr segne dich und behüte dich; er lasse sein Angesicht über dir leuchten und sei dir gnädig. Er erhebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.«

Der Segen ist der Ort, wo ich nichts aus mir machen muss. Wo ich sein kann wie ich bin. Der Segen ist der Ort, wo ich mich nicht selbst im Spiegel betrachte sondern ein anderer mich anschaut voll Liebe. Es leuchtet ein anderes Antlitz über mir als mein eigenes. Ich bekomme Ansehen, weil mich ein anderer ansieht.

Ich kann mich nicht selbst schön machen, obwohl das heute in Mode ist und viel Geld für die Schönheit ausgegeben wird. Ich werde schön, weil ich angesehen werde mit den Augen der Liebe.

*»Wenn du mich anblickst, werde ich schön,
schön wie das Riedgras unter dem Tau.«*

Wenn ich mich selbst im Spiegel betrachte, merke ich meine Fehler, meine Unvollkommenheit und meine Schwächen. Die Schauspielerin Hanna Schygulla hat einmal in einem Interview gesagt: »Ich habe aufgehört, mich mit meinen eigenen Augen im Spiegel anzuschauen, denn ich nehme mich viel zu kritisch wahr.«²

Gottes Angesicht richtet und straft mich nicht. Es leuchtet, wie bei einer Mutter, die zum ersten Mal ihr Baby anschaut. Gott schaut gnädig auf mich mit den Augen des Friedens. Es ist nicht dieser kontrollierende Blick einer Überwachungskamera, der über mir schwebt. Der Glanz Gottes ist seine Menschenfreundlichkeit.

Wenn Gottes Angesicht über mir leuchtet, dann rechtfertigt mich das, dann habe ich Ansehen, ein Ansehen, das ich mir nicht selbst geschaffen habe. Ich

1 Anfang eines Gedichts von Gabriela Mistral (1889-1957), chilenische Schriftstellerin. Fulbert Steffensky zitierte das Gedicht bei einem Vortrag in der Theologischen Hochschule Reutlingen 2006. Der Vortrag ist erschienen in: Jörg Barthel/Holger Eschmann/Christof Voigt (Hgg), Das Leiden und die Gottesliebe, Edition Ruprecht, S.41

2 ebenfalls bei Fulbert Steffensky in Jörg Barthel, a.a.O., S.44

darf der sein, der ich bin; ich darf die sein, die ich bin. Ich stehe nicht länger unter dem Zwang der Selbstverwirklichung. Ich muss mich nicht selbst behüten sondern bin geborgen in einer ganz anderen Hand. Jemand nennt mich bei meinem Namen, noch ehe ich mir einen Namen gemacht habe.

3. Ursprünglich hat Segen mit Fruchtbarkeit zu tun. Der erste Segen in der Bibel kommt in der Schöpfungsgeschichte vor, in 1.Mose 1: Gott segnete die Tiere und sprach: »Seid fruchtbar und mehret euch« (1,22). Dann folgen die Menschen. »Gott schuf den Menschen«, heißt es. »Und er schuf sie als Mann und Frau. Und Gott segnete sie und sprach: Seid fruchtbar und mehret euch ...« (1,28).

Segen schenkt Lebenskraft. Sie geht vom Angesicht Gottes auf unser Leben über und durch uns weiter auf unsere Kinder und Kindeskinde. Sie wirkt weiter in dem, was wir Gutes schaffen und was durch uns an andere Menschen fließt. Wenn Gott uns sein Angesicht zuwendet, macht uns das lebendig, aktiv, schöpferisch und mutig.

Zum Segen gehört auch der Schutz. Gott segne dich und behüte dich. Leben ist immer lebensgefährlich. Wir brauchen alle Schutz vor Wind und Wetter, vor der Kälte und vor den Stürmen des Lebens, vor Krankheit und Gefahr, vor Unglück und Leid. Gott ist sicher keine Versicherung gegen alle Unbill des Lebens. Unglück und Katastrophen geschehen. Der Segen ist kein magischer Spruch. Und doch behütet uns Gott inmitten aller Gefahren des Lebens wie eine Mutter und ein Vater das eigene Kind. Sie können es auch nicht verhindern, wenn ihr Kind krank wird. Aber sie können da sein und helfen und beistehen und trösten. Und niemand soll es uns ausreden, wenn wir in aller Not und Gefahr unsere Zuflucht nehmen zu Gott.

Jüdinnen und Juden, Christinnen und Christen stellen sich unter diesen »Aaronitischen Segen« Gottes aus dem 4. Buch Mose. Mose hat ihn auf Gottes Geheiß hin Aaron und seinen Söhnen übergeben. So sollen sie das Volk Israel segnen. Im Neuen Testament kommt dieser Segen nicht vor. Wir wissen nicht, ob Jesus ihn gebraucht hat. In der Kirche wurde er zunächst nicht verwendet. Erst Martin Luther hat ihn wieder entdeckt und im Gottesdienst eingeführt. Heute beschließen wir unseren Gottesdienst oft mit diesen Worten. Niemand soll den Gottesdienst verlassen und in den Alltag gehen ohne diese freundliche Zuwendung Gottes. Ja, Gottes Angesicht ist uns im Leben und auch im Sterben zugewandt.

4. Den Segen Gottes dürfen wir uns gefallen lassen. Er ist frei, er ist unverdient, er ist einfach da. Ich muss nichts machen. Ich kann mich selbst vergessen. Ich

muss mir die Liebe nicht verdienen.

Der Segen Gottes gilt nicht nur uns, er gilt allen Menschen. Und sein Angesicht leuchtet auch über dem Brot, das wir essen, und über dem Wein, den wir trinken. Sein Angesicht leuchtet über unserem Feiertag und über unserem Alltag, über Abend und Morgen, über Arbeit und Muße.

Es ist schade, wenn ein Mensch leben muss ohne die Gewissheit, dass über seinem Leben Gottes Angesicht leuchtet. Es ist bitter, wenn ein Mensch dieses liebende Gegenüber überhaupt nicht kennt, manchmal nicht einmal das eines Menschen, und er nur im Spiegel mit sich selbst spricht.

Vielleicht ist die böse Königin im Märchen nur deshalb so böse, weil sie niemals liebevoll angesehen wurde, weil sie im Gesicht ihrer Eltern nie dieses Leuchten fand, diese Freude über sie, die Tochter, und sie deshalb unter dem Zwang steht, sich selbst im Spiegel betrachten zu müssen. Sie ist ganz auf sich selbst geworfen. Das einzige Angesicht, das ihr zugewandt ist, ist ihr Spiegelbild.

Aber so soll es um Gottes willen nicht sein. Gottes Angesicht leuchtet über dir. Gott strahlt, wenn er dich sieht. Gott freut sich, dass du da bist. Und du weißt:

*»Wenn du mich anblickst, werde ich schön,
schön wie das Riedgras unter dem Tau.«*

Wie Ochs und Esel zur Krippe kamen

Jesaja 1,3

Predigt in der Weihnachtszeit

Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt's nicht, und mein Volk versteht's nicht.

1. Seit den frühesten Zeiten sind Ochs und Esel auf fast jeder Krippendarstellung zu sehen, obwohl sie in keinem Evangelium erwähnt werden. In der berühmten Weihnachtsgeschichte vom Evangelisten Lukas kommt nur die Krippe vor, in die das neugeborene Kind in Windeln gewickelt gelegt wird. Maria und Josef, die Engel und die Hirten werden genannt. Genau genommen ist auch von einem Stall nicht die Rede. All das ist erst später in der frommen Phantasie hinzugedichtet worden. Ochs und Esel fehlen in der Weihnachtsgeschichte.

Ochs und Esel werden in einem ganz anderen Zusammenhang in der Bibel erwähnt, nämlich 800 Jahre zuvor beim Propheten Jesaja. Sie stehen am Anfang des Jesajabuches und gehören zu einer Klagerede des Propheten über das Volk Israel. Gott ist stinksauer. Es platzt ihm der Kragen. Sein Volk ist von ihm abgefallen. Gott hat wie ein Vater Kinder großgezogen, die sich gegen ihn wenden und alles zerstören, was Gott wertvoll und heilig ist. Selbst das liebe Vieh ist einsichtiger als die Menschen.

»Ein Ochse kennt seinen Herrn und ein Esel die Krippe seines Herrn; aber Israel kennt's nicht, und mein Volk versteht's nicht.«

Israel, so klagt der Prophet, ist unverständiger als ein Ochse und dümmer als ein Esel. Die Tiere wissen instinktiv, wohin sie gehören, sie wissen, wo ihr Stall und wer ihr Herr ist und wo es etwas zu fressen gibt. Nur die Menschen haben das total vergessen.

Der Futtertrog, zu dem selbst ein Esel findet, war die Verbindung zur Weihnachtsgeschichte. Die Kirchenväter haben im 3. Jahrhundert Ochs und Esel aus dem Buch Jesaja an die Krippe gestellt, in der Jesus lag. Seither sind Ochs und Esel ein fester Bestandteil aller Krippendarstellungen.

2. In der Geburtsgeschichte Jesu haben Ochs und Esel noch immer die Bedeutung, die sie schon bei Jesaja hatten. Während die Menschen blind sind für das Geheimnis der Menschwerdung Gottes und von dem ganzen Geschehen keine Notiz nehmen, sind Ochs und Esel anwesend. Sie haben mehr begriffen

von diesem göttlichen Geheimnis als die Bewohner von Bethlehem, die keinen Platz hatten für Josef und Maria. Ochs und Esel wissen also, wo sie hingehören, sie wissen, wo ihr Stall ist. Wissen wir das auch? –

In der Evangelisch-methodistischen Kirche feiert die Gemeinde zum Jahreswechsel in der Regel den Gottesdienst zur Erneuerung des Bundes mit Gott. Wir bekennen unseren Glauben und erneuern die Hingabe unseres Lebens an Gott. In einem Gebet der Gemeinde heißt es unter anderem: »Ich gehöre nicht mehr mir sondern dir.«

Ochs und Esel gelten im Volksmund als dumm. Hinter dieser Geringschätzung steckt menschlicher Hochmut. Das Tier muss dem Menschen dienen. Das liebe Vieh ist abhängig von den Launen der Menschen. Es kann in der Regel gar nicht ohne Menschen leben. Ein Symbol dieser Abhängigkeit ist die Futterkrippe. Ochs und Esel wissen, wo es Futter gibt, Tag für Tag.

Es mag nicht gerade schmeichelhaft sein, aber Jesaja vergleicht die Menschen in ihrer Beziehung zu Gott mit Ochs und Esel. Das liebe Vieh als Vorbild für den stolzen Menschen. Das kratzt am menschlichen Dünkel, fühlt sich doch der Mensch dem Tier weit überlegen. Nun behauptet der Prophet Jesaja, der Mensch befinde sich Gott gegenüber in einer ähnlichen Situation. Aber anders als das liebe Vieh glaubt der Mensch, er wäre völlig frei und könne tun und lassen, was er möchte. Er hat dem Stall und der Krippe den Rücken zugekehrt – er ist also abgefallen von Gott, dem er alles verdankt –, und sucht sich sein Futter nun selbst. Er frisst, was er findet. Und sein Leitspruch ist: Ich gehöre ganz allein mir selbst. Ich tue, was mir gefällt. Ich lebe so, wie es mir passt. Niemand hat einen Anspruch auf mein Leben.

Das klingt sehr stolz und selbstbewusst. Aber was wird aus einem Ochs und einem Esel, die ihren Stall verlassen haben, um sich selbst zu verwirklichen? Wie ist das mit dem Esel, der vor Übermut aufs Eis tanzen geht?

Solange es einem gut geht, kann man leicht sagen: Ich brauche die Krippe nicht, die mir ein anderer füllt. Ich brauche keinen Herrn, dem ich diene. Ich bin selbst mein eigener Herr oder meine eigene Frau. Ich Sorge selbst für mein Leben. Ich brauche keine Futterkrippe, ich habe ja den Supermarkt und die Bank vor meiner Tür. Ich verwirkliche mich selbst.

Ochs und Esel wissen, wo ihr Futtertrogt steht. Wir Menschen müssen das erst lernen. Alles, was wir sind und haben, verdanken wir Gott. Bevor wir noch etwas geben können, sind wir Empfangende. Bevor wir lieben können, sind wir Geliebte. Bevor wir glauben können, glaubt Gott an uns. Bevor wir uns entfalten können, sind wir bei Gott geborgen. Wir haben einen Platz im Stall, den wir uns nicht erst verdienen oder erkämpfen müssen. Wir sind bei Gott zu Hause,